

Von Sandra Markert

Letzten Sommer im Freibad. Diskussion mit dem Vierjährigen. „Kann ich ein Eis haben?“ – „Du hattest heute Mittag zu Hause schon ein Eis.“ – „Ach bitte, aber Elias darf auch eines.“ – „Aber du wolltest dein Eis heute schon zu Hause essen.“ – „Wenn ich kein Eis bekomme, werde ich wütend.“ – „Ich kann verstehen, dass du gern noch ein Eis hättest. Aber ich kaufe dir jetzt trotzdem keins.“ – „Dann nehme ich mir das Geld einfach selbst.“ – „Nein, das Geld gehört mir.“ – „Du bist eine blöde Mama.“ Mama schaut enttäuscht. Der Sohn ändert seine Strategie und kommt kuscheln. „Du bist die beste Mama der Welt.“ Kurze Friedenspause. „Können wir jetzt ein Eis kaufen?“

Kinder sind von klein auf höchst geschickt im Verhandeln. „Noch bevor sie sprechen können, zeigen sie körperlichen Widerstand, wenn sie etwas nicht verstehen oder eine andere Meinung haben“, sagt Sebastian Engelmann, Erziehungswissenschaftler an der PH Karlsruhe. Sie drehen sich weg, wenn man ihnen eine Windel anzieht. Weinen, wenn sie allein ins Bett gelegt werden.

„Wir Erwachsenen merken oft, dass wir keine Antwort darauf haben, warum wir etwas so machen, wie wir es machen, oder etwas verbieten.“

Sebastian Engelmann,
Erziehungswissenschaftler

Später kommen die Worte dazu, vor allem eins: Warum? Warum muss man eine Jacke anziehen, wenn es regnet? Warum seine Zähne putzen? Arbeiten? Das Handy nach einer halben Stunde weglegen? Und warum kann man nicht so viel Eis essen, wie man will? „Kinder kennen sich in der Welt, in die sie hineingeboren werden, ja nicht aus. Und selbst wir Erwachsenen merken oft, dass wir gar keine gute Antwort darauf haben, warum wir etwas so machen, wie wir es machen, oder etwas verbieten“, sagt Sebastian Engelmann. Historisch betrachtet war es früher eher so, dass mit Kindern dann auch gar nicht groß diskutiert wurde. Das Machtverhältnis war klar: Die Erwachsenen haben das Sagen, die Kinder gehorchen aufgrund des Autoritätsverhältnisses – und nicht aufgrund der besseren Argumente.

„Inzwischen hat sich das Bild gewandelt, wie man mit Kindern umgeht. Man nimmt sie als Gesprächspartner ernst und weiß, dass man dadurch auch ihr Selbstwertgefühl und ihr Selbstvertrauen stärkt“, sagt Sebastian Engelmann.

Hinzu kommt, dass viele Eltern ihren Kindern heute gern erklären wollen, warum sie dies oder jenes so oder so machen. „Das übernehmen die Kinder natürlich. In gewisser Weise lernen sie das Diskutieren mit Argumenten also auch von den Erwachsenen“, sagt die Pädagogin Birgit Ertl, die in Stuttgart eine Praxis für Menschlichkeit in Erziehung und Beziehung betreibt.

Trotzdem diskutiert es sich mit den meisten Kindern deutlich härter als mit vielen Erwachsenen. „Kinder haben noch nicht gelernt, wo ihre Grenzen sind“, sagt Sebastian Engelmann. Hinzu kommt, dass sie erst mit den Jahre lernen, sich in ihr Gegenüber hineinzuversetzen und dessen Position und



Foto: Adobe Stock/irilik

Warum Kinder so gut verhandeln können

Eltern sind heute mehr an der Meinung ihrer Kinder interessiert als früher.
Aber nicht in jeder Diskussion geht es nur um die besten Argumente.

Argumente einbeziehen zu können – ein entscheidender Punkt dabei, dass sich bei einer Verhandlung beide Parteien ernst genommen fühlen können.

Das kann bei Eltern bisweilen das Gefühl auslösen, dass ihre Argumente einfach nicht zum Kind durchdringen – dabei werden sie wohl gehört, können aber noch nicht so gut mit der eigenen Position abgewogen werden. Das wiederum verschafft Kindern auch die-

sen starken Glauben an den Erfolg ihres Anliegens. Oft hat man den Eindruck, bei einem „Nein“ geht es erst richtig los mit dem Verhandeln.

„Für Eltern ist es dann eine Gratwanderung, das Kind zwar ernst zu nehmen, gleichzeitig aber auch ihrer Verantwortung in der Erziehung gerecht zu werden und bei sich und seinen Werten zu bleiben“, sagt Birgit Ertl. Fehlen Zeit und Raum für ein ausführli-

ches Gespräch, sei es immer legitim, dies auf einen anderen Zeitpunkt zu verschieben. „Das verschafft Eltern auch die Möglichkeit, nochmals über ihre Position nachzudenken“, findet Birgit Ertl.

Und manche Themen können sich so auch ganz von allein erledigen, weil es dem Kind am Abend vielleicht gar nicht mehr so wichtig ist, zu verstehen, warum es kein zweites Eis bekommen hat.

Kommunikation auf Augenhöhe

Nicht von oben herab! Im übertragenen Sinn bedeutet eine Kommunikation auf Augenhöhe, dass man sein Gegenüber ernst nimmt, gleichzeitig aber auch die eigenen Bedürfnisse und Gefühle äußert. Bei Gesprächen mit Kindern ist die Augenhöhe aber auch ganz wörtlich genommen wichtig: Denn allein schon durch ihre Körpergröße scheinen Erwachsene oft überlegen zu sein und von oben herab mit dem Kind zu sprechen. Um hier ein Gleichgewicht herzustellen, hilft es, bei Gesprächen mit kleineren Kindern in die Knie zu gehen – oder sich gemeinsam hinzusetzen. *mar*

„Ich beobachte, dass viele Eltern heute versuchen, möglichst alles mit rationalen Argumenten zu erklären. Es ist aber auch manchmal völlig okay, etwas aus dem Gefühl und der Erfahrung heraus einfach so zu machen, wie man es macht“, sagt Birgit Ertl. Dann könne man dem Kind zwar signalisieren, dass man seinen Wunsch verstehe – sich an der eigenen Haltung deswegen aber trotzdem nichts ändere. „Zum sozialen Lernen von Kindern gehört es nicht nur dazu, die eigene Meinung einbringen zu können. Sondern auch aushalten zu können, dass es manchmal trotzdem anders läuft“, findet Birgit Ertl.

Spätestens in der Schule, oft schon in der Kita, wird erwartet, dass Kinder in der Lage sind, vernünftig Argumente auszutauschen. „Das können sie aber nur, wenn man das zu Hause mit ihnen übt“, sagt Sebastian Engelmann. Für Eltern sei das enorm herausfordernd. „Gleichzeitig zeigt es aber auch, dass Kinder durchaus an unserer Meinung interessiert sind, sonst würden sie ja gar nicht erst ins Gespräch gehen“, sagt Sebastian Engelmann.

Und es gibt noch einen weiteren Vorteil, den Eltern aus diesen Diskussionen ziehen können. „Wir können uns von dem, wie Kinder verhandeln, sehr viel abschauen“, sagt Ulrike Knauer, die unter anderem als Trainee für Verhandlungspsychologie arbeitet. „Anders als viele Erwachsene haben Kinder überhaupt keine Angst davor, beim Verhandeln Fehler zu machen. Also testen sie einfach aus.“

Sie schmeißen sich auf den Boden, setzen sich charmant auf den Schoß oder helfen zuerst im Haushalt, betreiben Lobbyarbeit („Die Mama hat es aber erlaubt, Papa“), holen ihre Geschwister zu Hilfe. Kommen sie mit einer Strategie nicht weiter, können sie sehr variabel zur nächsten wechseln.

„Erwachsene sind da dagegen oft sehr eingefahren und können insbesondere in stressigen Situationen nur eine Strategie anwenden“, sagt Ulrike Knauer. So arbeiten sie dann in Gehaltsverhandlungen entweder nur mit Druck oder mit Nachgeben oder mit Ausweichen oder mit einem partnerschaftlichen Ansatz – statt je nach Gesprächsverlauf die Strategie auch mal anzupassen.

Hinzu kommt, dass Erwachsene dabei meist sehr nüchtern auf Zahlen, Daten und Fakten setzen. „Kinder dagegen werfen all ihre Emotionen hinein“, sagt Ulrike Knauer. Letztlich entscheide aber genau das über eine erfolgreiche Verhandlung, nämlich dass man positiv und persönlich in einer guten Beziehung stehe.

Vor allem wissen Kinder sehr genau, wer am Ende wirklich das Sagen hat – und verhandeln direkt mit dem Entscheider. Dass das in den meisten Fällen die Eltern sind, dürfen diese so gesehen auch als Kompliment betrachten.

Was das Sterben über das weibliche Leben erzählt

Frauen leben länger, doch oft einsamer. Auch das Lebensende ist kein geschlechtsloser Moment, wie eine Bestatterin erzählt.

Der Tod ist gerecht, heißt es, denn am Ende trifft er alle. Doch schaut man genauer hin, lässt sich feststellen: Auch im Sterben gibt es Unterschiede. Frauen sterben anders – oft langsamer, einsamer, in der Regel Jahre später als Männer.

Die Bestatterin und Trauerbegleiterin Hanna Roth hat aus ihrer alltäglichen Erfahrung zu diesem Thema ein Buch geschrieben. „Sterben Frauen anders?“ ist Mitte Oktober erschienen (Bonifatius-Verlag, 240 Seiten, 22 Euro). Die Autorin ist in Bergisch-Gladbach bei Köln Teil der Geschäftsführung des Bestattungshauses Pütz-Roth – und auch als Trauerbegleiterin tätig. Roth sieht mehrere Gründe dafür, warum Frauen an-

ders sterben als Männer. Zum einen leben Frauen zwar statistisch betrachtet länger als Männer, doch sind ihre letzten Jahre oft genug schwer.

Die Autorin zitiert eine Statistik, nach der zwei Drittel aller Alzheimer-Erkrankten weiblich sind. Diese Zeit sei daher nicht selten von Abhängigkeit und Einsamkeit geprägt. „Frauen sterben langsamer“, schreibt Roth, „und sie werden dabei häufiger vergessen.“

Viele Frauen seien zudem ihr Leben lang für andere da gewesen: als Mutter, Pflegerin, Partnerin. Diese Fürsorge prägt demnach auch ihr Sterben. Sie wollten niemandem zur Last fallen, und hielten durch – mitunter oh-

ne es zu hinterfragen, einfach, weil sie es gewohnt seien. Männer sterben häufiger plötzlich – an Herzinfarkt, Unfall oder Suizid –, Frauen dagegen „arbeiten sich aus dem Leben heraus“.

Zugleich, schreibt Roth, besitzen Frauen oft eine größere Nähe zum Tod. Weil sie gebären, häufiger Schutzbedürftige pflegen und begleiten, seien sie vertrauter mit Körperlichkeit, Schmerz und Vergänglichkeit. Frauen öffneten sich auch emotional stärker für das Thema Tod, hat sie in ihrer Berufserfahrung festgestellt, wie sie bei der Buchvorstellung berichtete.

Frauen befassten sich mehr als Männer mit Vergänglichkeit und Endpunkten, aber

auch mit dem Thema Loslassen. Das führe auch dazu, dass es meistens Frauen seien, die zum Bestattungsunternehmen kämen, um

für ihre eigene Bestattung schon zu Lebzeiten vorzusorgen. Männer gäben im Gespräch mit ihr häufig zu, von ihrer Frau zu diesem Termin gedrängt worden zu sein.

Ist ein Todesfall eingetreten, seien Rituale unglaublich wichtig, betont die Bestatterin. Jeder und jede solle daher möglichst rechtzeitig überlegen, was zu einem passe und dann mit der Familie oder dem

Freundeskreis darüber sprechen.

Der Umgang mit Tod und Trauer ist offenbar fest in Frauenhand. Wie die Bestatterin sagt, stammen 80 Prozent der Bewerbungen

für einen Ausbildungsplatz als Bestattungsfachkraft in ihrem Haus von Frauen. Bundesweit lag der Frauenanteil der weiblichen Auszubildenden nach jüngsten Angaben des Statistischen Bundesamtes im vergangenen Jahr bei 57 Prozent. Auch der Beruf der Trauerbegleiterin ist fast ausschließlich weiblich besetzt, schreibt Roth.

Sie sehe in ihrem Berufsalltag im Schnitt jeden Tag zwei bis drei tote Menschen, erzählte die Bestatterin. Die Toten lehrten sie große Dankbarkeit und Demut für das Leben. Aus dieser Nähe zum Tod könne man lernen, sich immer wieder zu überlegen, was das eigene Leben ausmache.

Sie habe für sich festgestellt, dass der Umgang mit Toten ihr deutlich mache, wie kostbar das Leben sei. Und: „Wir können das Leben nur genießen, wenn wir uns unserer Endlichkeit bewusst sind.“ *KNA*